

Eröffnungsrede: Flucht, MEK am 18. September 2025

Franziska Schmidt

*„Am 24. Februar 2022, als die ersten Explosionen begannen, rief ich meinen Vater an, um zu fragen, was los ist, und er sagte mir, dass der Krieg begonnen hat. [...]*

*Wir waren alle [sofort] auf Null gestellt. [...] bis zum Anschlag.*

*Meine Stadt [war] weg und mein Vater [...] ein Gefangener.*

*Als ich dann das erste Mal aus dem Keller kam, waren da all diese niedergebrannten*

*Häuser, erschossenen Menschen. Und sie [die Russen] haben ihre [...] Fahnen an jeden*

*Mast gehängt. Ich verstehe nicht warum. Mit dieser Fahne, mit ihrer Trikolore, ist nun so viel Schmerz, Angst und Tod verbunden“*

In wenigen Sätzen schilderte die 21-jährige Nadja aus dem ukrainischen Mariupol jenen Schreckensmoment, der sich unauslöschlich ins Gedächtnis eingebrannt hat – den Tag, an dem der russische Angriffskrieg auf ihr Heimatland begann. Den Tag, der nicht nur die Ukraine erschüttert hat, sondern auch die gesamte Welt in ihren Grundfesten zum Wanken brachte – Bis heute.

Seit nunmehr fast 1.305 Tagen – drei Jahre, sechs Monate und vier Wochen – dauert dieser Krieg nun an. Täglich vermelden die Nachrichten Verwüstung, Zerstörung und Leid. Städte, Dörfer, ganze Landstriche liegen in Trümmern, Familien sind zerbrochen, Menschen leben in ständiger Bedrohung und Not. Viele Tausende haben ihr Leben verloren.

Nadja konnte, ebenso wie ihr 60-jähriger Onkel Nikita, der Bedrohung entkommen.

Millionen weitere Landsleute haben ebenso ihre Heimat verlassen, um Schutz im Ausland zu suchen oder innerhalb der Ukraine in sichere Gebiete zu flüchten.

Frank Gaudlitz hat Nadja und Nikita sowie zahlreiche Geflüchtete aus der Ukraine getroffen, um sie zu porträtieren und zu befragen – zunächst 2022 in Moldau, dann 2023 in Georgien und Armenien, in jenen ehemaligen Unionsrepubliken, die seit Kriegsbeginn eine besondere Rolle als Zufluchtsorte spielen.

In vielen Begegnungen, stundenlangen Gesprächen hat Gaudlitz – anfangs gemeinsam mit dem Historiker, Slawisten und Osteuropa-Experten Paulus Adelsgruber, später mit der russischen Exil-Journalistin Angelina Davydova – die Erlebnisse der Flucht aufgezeichnet und dazu die fotografischen Porträtansichten erstellt. Jede Aufnahme, jedes Interview, jedes Zitat erzählt von einem einzigartigen, berührenden Schicksal – geprägt von Flucht, Verlust und einer tiefen Sehnsucht nach Heimat und Frieden.

Frank Gaudlitz, der in den 1980er Jahren bei Arno Fischer an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig künstlerische Fotografie studierte, ist seit mehr als drei Jahrzehnten in Osteuropa, Zentralasien und Südamerika unterwegs. In umfangreichen Langzeitprojekten hat er die gesellschaftlichen Transformationsprozesse vor Ort und die Lebensrealitäten der Menschen festgehalten.

So reiste Gaudlitz zwischen 1988 und 2000 regelmäßig in die damals zerfallende Sowjetunion und das dann neu entstehende Russland, um die tiefgreifenden Veränderungen des Landes in Bilder zu bannen. Es war jene „Secondhand-Zeit“, wie die belarussische Schriftstellerin und Nobelpreisträgerin Swetlana Alexijewitsch das „Leben auf den Trümmern des Sozialismus“ in den 1990er Jahren bezeichnet hat.

2017 und 2018 kehrte Gaudlitz nach Russland zurück, als Wladimir Putin seine vierte Amtszeit als Präsident antrat und zunehmend autokratische Strukturen sichtbar wurden. Unter seiner Führung annektierte Russland 2014 die Krim, und das Land wurde immer stärker von autoritären Tendenzen durchdrungen. Gaudlitz beobachtete die Machtdemonstrationen dieser Zeit – patriotische Paraden, russische Symbole und nationalistische Propaganda – eine widersprüchliche Realität zwischen Tradition und Kontrolle, Patriotismus und Repression.

Dann überfiel Russland die Ukraine, und die Realität wurde von den schlimmsten Befürchtungen eingeholt. Das Unverständnis und der Schock über das Geschehen waren groß. Dem Bedürfnis folgend, die Situation vor Ort besser erfassen und verstehen zu

können, sowie um Solidarität mit der Ukraine zu zeigen, reiste Gaudlitz im Oktober 2022 nach Moldau, in das Land, in das fast eine halbe Million Ukrainer:innen geflüchtet waren.

Die Bedingungen vor Ort waren von vielen Unwegbarkeiten und großen Anstrengungen geprägt. Gaudlitz und Adelsgruber gelang es trotzdem Zugang zu Flüchtlingseinrichtungen zu erhalten, um die Menschen dort, für Porträts und Gespräche zu gewinnen. Viele von ihnen waren zu traumatisiert oder erschüttert, um sprechen zu können. Andere zeigten jedoch eine beeindruckende und berührende Offenheit und das tiefe Bedürfnis, ihre Erfahrungen zu teilen, um gehört zu werden.

Was die Menschen beschrieben, war schonungslos ehrlich und ging tief unter die Haut. Ihren Berichten zu folgen, glich oftmals einer emotionalen Achterbahnfahrt, bei der das Leid der anderen nur schwer zu ertragen war.

So erzählten zum Beispiel die 47-jährige Nadeshda und ihr 21-jähriger Sohn Konstantin aus dem ukrainischen Mykolajiw eindringlich, was ihnen widerfahren ist: „In der Nähe unserer Wohnung gab es einen kleinen Platz mit einem Blumenmarkt, auf dem wir oft spazieren gingen. Dorthin sind die Raketen gefallen. Das war mitten am Tag. Überall lagen getötete Menschen und Blumen. Eine Verkäuferin kannten wir. Wir haben uns immer einen guten Tag gewünscht. Einfach so lagen die Leute ermordet auf dem Boden. Um drei Uhr Nachmittags. Die Menschen starben dort. Eine Menge Menschen sterben. Es geht schon zu lange so. [...] Wir wollten nicht gehen. Aber wir wurden aus unseren Häusern vertrieben.“

Es gab bei dieser ersten Reise nach Moldau kein ausgearbeitetes Konzept für die Umsetzung des Projekts, es existierte nur das dringende Bedürfnis, das schreckliche Geschehen erfahrbar zu machen. Das Projekt fand bald Unterstützung durch die Koordinierung für Ostmittel- und Südosteuropa am MEK sowie dem Kulturforum östliches Europa in Potsdam. Es folgten weitere Reisen nach Georgien und Armenien, in Länder die selbst unter russischem Einfluss stehen und unter territorialen Konflikten leiden.

Dort kam Gaudlitz neben Ukrainer:innen auch mit Russ:innen in Kontakt – mit Intellektuellen, Oppositionellen, Journalisten, Künstlern und Menschenrechtlern, aber auch mit einfachen Bürgerinnen und Bürgern, die ihr Land, das des russischen Aggressors, verlassen haben, weil sie sich gegen den Krieg und das Regime von Putin stellten. Manche fürchteten um die eigene Sicherheit oder die ihrer Familien, andere wollten der zunehmenden politischen und moralischen Dunkelheit und dem Druck entkommen, der ihr Land immer mehr verschlingt.

Auch Angelina Davydova, welche die Reisen als Beraterin und Vermittlerin begleitete, war im März 2022 aus St. Petersburg ins Exil nach Berlin gegangen, da die Lage für sie nicht mehr tragbar war, wie sie meinte: „Diese riesigen Plakate mit dem ‚Z‘ an öffentlichen Gebäuden. Das war sehr schwer zu sehen und noch schwerer zu akzeptieren. Das passiert nicht in meinem Namen.“

Die russischen Geflüchteten, die Gaudlitz durch Davydova traf, sprachen über ihre Angst, über ihre Scham und Schuldgefühle in Abetracht der Situation. Sie erzählten von dem Schmerz darüber, dass die Ukraine durch Russland so viel Leid erfährt und von dem Wunsch, dass die Ukraine siegen und frei sein werde. Manche von ihnen versuchten der eigenen Ohnmacht etwas entgegenzusetzen und engagierten sich, so in Tiflis, bei der Aufnahme und Betreuung ukrainischer Geflüchteter.

„Die Welt ist untergegangen, das Leben ist zusammengebrochen, Menschen sterben...“, beschrieb die 37-jährige Darja aus Moskau die als ausweglos empfundene Situation. Der 26-jährige Maxim aus Krasnoarmysk, der Russland auch wegen seiner homophoben und repressiven Gesetze sowie der unerträglichen mentalen Enge verlassen hat, würde nach Ende des Krieges und einem Regimewechsel nicht mehr in sein Heimatland zurückkehren wollen.

Am Ende dieser ausgedehnten Reisen, die sich über Monate erstreckten, entstanden nahezu achtzig Gespräche, die akribisch verschriftlicht, übersetzt und minutiös aufbereitet wurden. Diese sprachlichen Zeugnisse sind mehr als bloße Worte; sie sind Ausdruck der

individuellen Schicksale zweier sich gegenüber stehender Welten, die in ihren unterschiedlichen Erzählsträngen in ein komplexes Geflecht von Flucht, Verlust aber auch Hoffnung verwoben sind.

In unmittelbarer Nachbarschaft zu jedem Gespräch entstanden die fotografischen Porträtwerke – situationsbezogene, künstlerische Umsetzungen, die über das äußere Bild und die innere Verfasstheit der Dargestellten hinaus sich dem Menschen annähern wollen. Unbewusst ist Gaudlitz dabei einer Erkenntnis des französischen Religionsphilosophen Blaise Pascal gefolgt: „Nicht was wir sehen, wohl aber, wie wir sehen, bestimmt den Wert des Gesehenen.“

Und so erwidern die Protagonist:innen mit Zurückhaltung, Vertrauen und Offenheit, mit Verletzlichkeit, Würde und Stolz dem Blick des Fotografen, der ihnen all seine Sympathie entgegenbringt. Gaudlitz bezeichnete seine Bilder auch als „visuelle Zeichen der Würde“: bewusste Gesten des Respekts, die den Moment des Fotografierens – und des Betrachtens – als eine Verneigung vor dem Gegenüber verstehen. In seinen Ansichten wird die Autonomie und Einzigartigkeit des Menschen sichtbar bewahrt, getragen von einer Haltung der Achtung.

Mit jeder Begegnung, mit jeder Aufnahme hinterfragte der Fotograf seinen Anspruch neu: Wie können die traumatischen Lebens Einschnitte und Fluchterfahrungen in den Haltungen, Gesichtsausdrücken, Blicken und Gesten sichtbar gemacht werden, ohne die Würde der Abgebildeten zu verletzen?

Seine meist ganzfigurigen, frontalen Aufnahmen, die in den Flüchtlingsheimen entstanden, sind in ihrer Komposition bewusst gestaltet: klar, sachlich aber auch symbolgeladen. Die Gruppen- und Einzeldarstellungen reflektieren bei genauerem Hinsehen die Dramatik der Umstände – auseinander gebrochene Familien, fehlende Väter und Söhne, Gestalten im Schatten der Dunkelheit aus Angst vor Verfolgung, Gesten des Rückzugs, und immer wieder Frauen und Mädchen, die in aufrechter Haltung Momente von Standfestigkeit und Stärke demonstrieren.

Überall in den Aufnahmen spürt man die Intensität der Blicke und Gesichter: die Müdigkeit und Ernsthaftigkeit, die Fragilität sowie Verlorenheit aber auch Entschlossenheit und Erwartung.

Während die Innenaufnahmen das Provisorische zeigen, in dem die Menschen leben – von den einfachen Betten in den Schlafsälen der Flüchtlingsheime in Tiflis bis hin zu den eng begrenzten Raumstrukturen, die den vorübergehenden Aufenthalt markieren – verweisen die Außenaufnahmen mit angedeuteten Landschaften auf das Unbekannte und die Unsicherheit, die sowohl Gegenwart als auch Zukunft bestimmen.

„Was ich mit all diesen Geschichten und Aufnahmen verbinde“, versucht Gaudlitz die Intention für dieses Projekt zu erklären, „ist die Grundfrage nach dem Menschsein, nach Hoffnung, Würde und dem gegenseitigen Respekt. Es ist die Frage danach, welche Spuren Krieg hinterlässt und was Krieg mit den Menschen anrichten kann.“

Und so visualisieren und formen die Porträts der ukrainischen und russischen Geflüchteten in der Ausstellung zwar eigenständige gedankliche Bildwelten - analog zu den beiden Realitäten, die sich voneinander entfernt haben. Während die jeweiligen Bildräume in sich geschlossen bleiben, berühren sie sich jedoch in den gemeinsamen Hoffnungen und Visionen, die am Ende der Ausstellung im „Buch der Wünsche“ wieder zusammen finden.

Inmitten des Schmerzes vereinen sich in diesem Buch die Hoffnungen auf ein Ende des Krieges und auf Frieden in einer freien Ukraine. Der Wunsch, dass Kinder ohne Angst aufwachsen, Familien zusammenfinden werden und die Ukrainer:innen aber auch Russ:innen wieder in ihre Heimat zurückkehren können. Der Glaube an eine Welt, in der die Würde und Menschlichkeit gewahrt bleiben, an eine Welt, in der Liebe wieder möglich ist.

Diese ihre Stimmen, ihre Wünsche sind mehr als nur Worte.

Sie wirken wie ein Vermächtnis, das es mit dieser Ausstellung weiterzutragen gilt.